

Hohenstein-Ernstthal'sches Tageblatt

Amtsblatt.

Nr. 258.

Donnerstag, den 6. November 1913.

Zweites Blatt.

Vor 100 Jahren.

6. November 1813.

Kaiser Franz von Oesterreich trifft mit der mittleren Kolonne der verbündeten Hauptarmee in Frankfurt ein und hält einen feierlichen Einzug. Der Jubel der Bevölkerung war groß. Die Annahme, daß er jetzt die Kaiserkrone Karls des Großen, mit der er hier vor 21 Jahren gekrönt worden war, sich abermals aufs Haupt setzen werde, erfüllte er jedoch nicht.

In Dresden suchten die belagerten Franzosen eine Wendung herbeizuführen und die Verbindung mit der Besatzung von Torgau herzustellen. Nach Abzug Napoleons nach Leipzig war St. Cyr mit 30 000 Mann in Dresden zurückgelassen worden. Gegen ihn blieben zunächst etwa 15 000 Russen unter Führung des Grafen Tolstoi zurück. Am 17. Oktober hatte St. Cyr bei einem Ausfall den russischen Militärs 1200 Gefangene und 60 Geschütze abgenommen. Am 26. Oktober kamen 20 000 Mann Verstärkungen vor der Stadt an und nun drängte man in kräftiger Offensive die Franzosen bald hinter die Werke in den Vorstädten zurück. Am 29. hatte St. Cyr die zu seiner Belagerung gehörenden sächsischen und westfälischen Truppen entwaffnet in die Heimat entlassen und 1500 Gefangene aus Mangel an Lebensmitteln freigegeben. Jetzt, am 6. November, raffte er sich zu dem fähigen Entschluß auf, nach Torgau zu durchbrechen. Mit großem Verluste mußte man sich jedoch am Abend in die Stadt zurückziehen. Als St. Cyr nun die ärmere Bevölkerung aufforderte, die Stadt zu verlassen und diese von den Belagerten wieder zurückgeschickt wurden, stieg in wenig Tagen die Not in Dresden aufs höchste.

Aus dem Reiche.

König Ferdinand in Berlin?

König Ferdinand von Bulgarien wird in nächster Zeit, wie verschiedene Blätter melden, nach Wien kommen, um dort dem Kaiser einen Besuch abzustatten. Von Wien aus wird sich der König nach Berlin begeben, wo er vom Kaiser offiziell empfangen werden soll.

Arbeitslosenversicherung.

Als bald nach dem Zusammentritt des Reichstages steht eine große Debatte über die Frage der Arbeitslosenversicherung zu erwarten. Die Reichsregierung will sich allem äußeren Anschein nach völlig ablehnen verhalten. Wenn in früherer Zeit der Versuch gemacht worden ist, die Aufgaben der Arbeitslosenversicherung den Städten zuzuweisen, so will die Reichsregierung selbst diesen Weg nicht mehr betreten. Der bisher von einigen Städten beschrittene Weg freiwilliger Versicherung (Güter System, Köhler System) kann, wie die Erfahrung gezeigt hat, zu einer wirklichen Lösung der Arbeitslosenfrage nicht führen.

Dankerschreiben des Herzogs Ernst August von Braunschweig.

Die amtlichen Braunschweiger Anzeigen bringen folgenden Erlaß des Herzogs Ernst August zur Kenntnis: „Anlässlich der Thronbesteigung sind mir und der Herzogin, meiner Gemahlin, aus allen Kreisen der Bevölkerung von Stadt- und Landgemeinden, von Vereinen und Privatpersonen Glück- und Segenswünsche in der herzlichsten Form und in solchem Maße zugegangen, daß es uns unmöglich ist, jedem einzeln dafür zu danken, wie wir gern möchten. Es bleibt uns daher nur dieser Weg, um allen Beteiligten ebenso herzlich wie aufrichtig unsern Dank zu sagen. Der uns von dem Augenblicke des Bestehens braunschweigischen Bodens und beim Einzuge in unsere Haupt- und Residenzstadt von allen Schichten der Bevölkerung bereite überaus herzlich und festliche Empfang hat unsern Herzen außerordentlich wohlgetan. Hocherfreut und tiefbewegt sprechen wir hierfür der gesamten Bevölkerung unseres lieben Herzogtums unsern wärmsten Dank aus. Braunschweig, den 4. November 1913. Ernst August.“

Deutschland und die Weltausstellung in San Francisco.

Die Vertreter der Kaufmannschaft von Berlin haben sich in ihrer letzten Sitzung mit der Frage der Beteiligung der deutschen Industrie an der Weltausstellung in San Francisco beschäftigt und darüber folgenden Bericht abgegeben: Eine Umfrage bei einer bedeutenden Anzahl großer Berliner Firmen hat ergeben, daß nur verhältnismäßig wenige derselben bereit sind, in San Francisco auszustellen. Wenn daselbe Verhältnis im ganzen Reiche vorhanden ist, dann rechtfertigt sich die Aufwendung erheblicher Mittel von Reich wegen nicht. Die Vertreter der Kaufmannschaft von

Berlin sind dagegen der Ansicht, daß hienigen deutschen Industriellen, die in San Francisco auszustellen wünschen, möglichst Erleichterung und Förderung zuteil werden müssen.

Nücktritt des französischen Botschafters in Berlin.

Der französische Botschafter, Jules Cambon, wird am 1. Januar von seinem Berliner Posten zurücktreten. Ein Nachfolger ist noch nicht bekannt.

Die deutsch-englischen Verhandlungen über die portugiesischen Kolonien.

„Echo de Paris“ beschäftigt sich mit den deutsch-englischen Verhandlungen, betreffend den Vertrag von 1898 über die portugiesischen Kolonien und bemerkt, daß man bereits im Jahre 1911 nach der Aberdeener Affäre in England die Idee aufnahm, Deutschland damit zu beschäftigen, um dessen Aufmerksamkeit von den französischen Besitzungen in Afrika abzulenken. Nach dem Tode des Barons Marshall v. Bieberstein schlossen jedoch die Verhandlungen ein und wurden erst jetzt wieder aufgenommen.

Ein Zwischenfall im oldenburgischen Landtag.

Bei der gestrigen Eröffnung des oldenburgischen Landtages war der Großherzog nicht anwesend. Als das Hoch auf den Großherzog ausgebracht wurde, verließen nicht, wie sie es sonst getan, die sozialdemokratischen Abgeordneten den Saal, sondern blieben, während sich alle anderen Abgeordneten erhoben, demonstrativ auf ihren Plätzen sitzen. Es kam darauf zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen dem Führer des Bundes der Landwirte, Abgeordneten Müller-Nußhorn, und den Sozialdemokraten Müller-Nußhorn nannte die Handlungsweise der sozialdemokratischen Abgeordneten eine unglückliche Frechheit, und er forderte die Regierung auf, den Landtag entweder sofort zu schließen oder durch Bestimmungen in Zukunft derartige Geschehnisse zu verhindern. Die sozialdemokratischen Abgeordneten erwiderten mit gleicher Schärfe. Nach längerer Debatte erklärte der Regierungsvertreter, Minister Nußhorn, die Regierung könne sich nicht in einen derartigen Jant einlassen. Schließlich wurde in die Beratung der Tagesordnung eingetreten.

Aus dem Auslande.

Passive Resistenz in Oesterreich in Sicht.

Am Sonntag tagte in Auffsig a. G. eine von weit über tausend k. f. Staatsbeamten und Lehrern Böhmens besuchte Versammlung, in der mit Rücksicht auf die schleppende Erledigung des sogenannten kleinen Finanzplanes und der Dienstpragmatik, welche Vorlagen den Staatsbeamten und Lehrern eine materielle Besserstellung bringen sollen, beschlossen wurde, in der ersten Hälfte des Dezember zur Selbsthilfe zu schreiten, falls bis dahin genannte Vorlagen nicht vom Parlamente angenommen sein sollten. Für die Selbsthilfe, die in der rückständigen Rahmlegung des Post- und Eisenbahnverkehrs ihren Ausdruck finden soll, haben sich in der Auffsiger Versammlung 43 Votalschüsse der Post- und Eisenbahnbeamten solidarisch ausgesprochen.

Entspannung zwischen Deutschland und Frankreich.

Es erregt in Paris Aufsehen, daß die Wochenchrift „Opinion“ feststellt, daß zwischen Deutschland und Frankreich eine wirkliche Entspannung eingetreten sei. Das Blatt führt mehrere Beweise dafür an und teilt weiter mit, daß die deutsche Regierung es verniedern habe, in der Frage der Fremdenzuzug Verordnungen in Paris zu erheben. Nur einmal habe der Reichskanzler dem französischen Botschafter Andeutungen gemacht. Nachdem die Marokkofrage erledigt sei, würde auch die Kleinasiatische Frage in Kürze aus der Welt geschafft werden, so daß einer Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich nichts mehr im Wege stehe.

Das französische Parlament

hat seine Sitzungen wieder aufgenommen. In der Deputiertenkammer legte der Finanzminister den Etatentwurf für 1914 vor. Trotz dem Ministerpräsidenten Barthou erklärte, es sei unmöglich, die Wahlreform in beiden Kammern vor dem Ende der Legislaturperiode zum Abschluß zu bringen, beschloß die Kammer mit 291 gegen 273 Stimmen, an erster Stelle die Wahlreform zu erörtern. Barthou trat für die Erörterung der Entwürfe zur Verteidigung der Laienten ein. Im Senat brachte Kriegsminister Etienne einen Ergänzungsentwurf zum Dreijahresgesetz ein. Die Gesamtsomme der im Budget für 1914 geforderten Kredite beläuft sich auf

5 373 300 000 Franks. Die Vermehrung der Ausgaben beträgt 681 Millionen. Die durch die Einnahmen nicht gedeckte Summe wird auf 794 Millionen geschätzt. Die Vermehrung der Ausgaben wird in der Hauptsache durch die Mehrkosten für Marokko und durch die erhöhten Aufwendungen für die nationale Verteidigung verursacht. Die Mehrkosten sollen durch Taxberichtigungen und neue Steuern beschafft werden, unter denen insbesondere die Verdoppelung der Steuer auf Börsengeschäfte und Ausdehnung der Stempelsteuer auf fremde, an der Börse nicht gehandelte Wertpapiere hervorzuheben sind.

Prinz Wilhelm zu Wied Fürst von Albanien.

Prinz Wilhelm zu Wied hat, wie schon kurz gemeldet, nach Rücksprache mit seinen rumänischen Verwandten den Thron von Albanien angenommen. Mit der Zusage des Prinzen zu Wied ist nur der erste wichtige Schritt zur Besetzung des albanischen Thrones geschehen. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, kann die Thronfrage nicht früher entschieden werden, als bis die Grenzen des autonomen Fürstentums Albanien genau festgelegt sind. Das heißt, daß die Arbeiten der internationalen Grenzkommission im Süden des Landes zuvor abgeschlossen sein und die Mächte sie sanktioniert haben müssen. Nach einer Petersburger Nachricht des „Verl. Lok.-Anz.“ soll der Prinz von Wied folgende Bedingungen für die Annahme des albanischen Thrones gestellt haben: Die Großmächte garantieren die Integrität des Landes und versprechen bei der Organisation und Verwaltung des Landes ihre kräftige finanzielle Unterstützung. Die von dem Souverän zu erlassende, volle Religionsfreiheit gewährende Verfassung soll unverzüglich in Kraft treten.

Prinz Wilhelm zu Wied steht im Alter von 38 Jahren. Er ist am 26. März 1876 als Sohn des Fürsten Wilhelm und der Fürstin Marie, einer Prinzessin der Niederlande, geboren worden. Er genoss seine Jugendzweige in seiner Heimatstadt Neuwied und widmete sich dann der militärischen Laufbahn in der preussischen Armee. Er ist gegenwärtig Rittmeister und Eskadronchef im 3. Garde-Ulanen-Regiment zu Potsdam. Seit dem 30. November 1906 ist er mit der Prinzessin Sophie von Schönburg-Waldenburg vermählt. Der Ehe des Prinzenpaars ist eine am 19. Februar 1909 geborene Tochter, die Prinzessin Marie Eleonore, entsprossen.

Eine russische Bedrohung der deutschen Landwirtschaft.

Zeit einiger Zeit weilt, wie die „Tägl. Rundschau“ erfährt, ein russischer Landarbeiterkommissar in Berlin, dessen Aufgabe es sein soll, die Lage der russisch-polnischen Landarbeiter, die alljährlich zur Erntezeit nach Deutschland kommen, zu untersuchen und der russischen Regierung die Ergebnisse seiner Untersuchung mitzuteilen. Der russische Kommissar, ein baltischer Gutsbesitzer hat umfangreiche Erhebungen darüber angestellt, inwieweit die deutsche Landwirtschaft von den russischen Saisonarbeitern abhängig ist. Nach den bisherigen Feststellungen beträgt die Zahl der russischen Landarbeiter, die alljährlich in der deutschen Landwirtschaft beschäftigt sind, etwa 225 000. Noch größer ist die Zahl der polnisch-ruthenischen Landarbeiter aus Galizien. Offiziell wird die Aufgabe des russischen Kommissars als Studienreise zur Erforschung der wirtschaftlichen Lage der russischen Arbeiter bezeichnet; tatsächlich will derselbe feststellen, welche Folgen für die deutsche Landwirtschaft entstehen würden, wenn die russische Regierung künftighin den Erntearbeitern das Ueberstreiten der deutschen Grenze verböte. Die russische Regierung hat nämlich die ernsthafte Absicht, diese Waffe gelegentlich der künftigen Handelsverträge zu verwenden, um bestimmte russische Forderungen durchzudrücken. In erster Linie will die russische Regierung die vollständige Befreiung der Einfuhrschneidesehen. Der Kommissar, der sich Herr von Schulz nennt, hat nun die Aufgabe, seiner Regierung das Material in dieser Frage an die Hand zu geben, damit diese in der Lage ist, es bei den Handelsvertragsverhandlungen als Druckmittel zu benutzen.

Eine Stimmweiber-Armee in Sicht.

Miß Sylvia Pankhurst forderte die Wahlweiber von Cadney in einer Rede auf, dem Beispiel Wilters zu folgen und eine revolutionäre Armee heranzubilden. Ein hervorragender Offizier, Sir Francis Bane, habe bereits zugefragt, den Oberbefehl zu übernehmen und werde in Bath mit der Organisation des „ersten Bataillons“ beginnen. Miß Sylvia ließ es im Dunkeln, ob es sich nur um eine Armee von Weibern handeln soll oder auch für die Frauenschaft genommene Männer in

den Dienst des Suffragettenheeres genommen werden sollen.

Die Vereinigten Staaten und Mexiko.

Wie aus Washington amtlich gemeldet wird, ist die Regierung benachrichtigt worden, daß beinahe alle in Mexiko diplomatisch vertretenen Mächte geneigt seien, den Vereinigten Staaten die Wiederherstellung einer verfassungsmäßigen Regierung in Mexiko zu überlassen.

Wie verlautet, hat Staatssekretär Bryan beauftragt, daß kein Ultimatum an Mexiko gerichtet werden sei. Es sei bedauerlich, daß die Presse einer solchen Meldung Glauben geschenkt habe.

16. öffentl. Stadtverordneten-Sitzung.

am Dienstag, den 4. November 1913.

— Nach einer internen Besprechung eröffnet Herr Vorst. Lohse abends 1/9 Uhr die öffentliche Sitzung, zu der vom Räte die Herren Bürgermeister Dr. Paz und Stadtrat Layritz, vom Stadtverordneten-Kollegium 22 Herren erschienen sind.

1. Kenntnisnahme.

Der Sängerverein ladet zu seinem 87. Stiftungsfest am Montag, den 10. November, im Altstädter Schützenhause ein.

2. Wahl von drei Ratsmitgliedern.

Mit Ende 1913 läuft die Amtszeit der Herren Stadträte Kommerzienrat Reinhard, Bohne und Schneider ab. Sämtliche Herren sind wieder wählbar. Die Wahl wird durch Stimmzettel vollzogen.

Herr Stadtr. Griebach schlägt vor, anstelle des letztgenannten Herrn Stadtr. Anke zu wählen, Herr Stadtr. Ebersbach bittet, Herrn Stadtrat Schneider wiederzuwählen.

Das Ergebnis der Wahl ist folgendes:

a) für Herrn Stadtrat Kommerzienrat Reinhard werden 13 Stimmen abgegeben, 7 Stimmzettel lauten auf nein, einer ist unbeschrieben, einer weist den Namen des Herrn Stadtr. Anke auf;

b) auf Herrn Stadtrat Bohne lauten sämtliche 22 Stimmen;

c) Herr Stadtrat Schneider vereinigt 12 Stimmen auf sich, 9 lauten auf Herrn Stadtr. Anke, ein Stimmzettel ist unbeschrieben.

Die Herren Stadträte Kommerzienrat Reinhard, Bohne und Schneider sind demnach wiedergewählt.

Der nächste Punkt der Tagesordnung: „Festsetzung der Ortspreise für die Berechnung des Wertes von Sachbezügen (§ 2 des Versicherungsgesetzes für Angestellte)“ wird abgelehnt, da die Vorarbeiten hierzu noch nicht ganz erledigt sind.

3. Siebenter Nachtrag zur Sparkassenordnung.

Es handelt sich um die Begründung eines Kursausgleichsfonds aus solchen Mitteln, die bei günstigem Kursstande erübrigt werden. Auf solche Weise erzielte Gewinne sollen nicht allgemeinen Zwecken dienstbar gemacht, sondern in schlechten Zeiten zur Deckung des Kursausfalles benutzt werden, damit sich die Uebererschüsse der Sparkasse möglichst in gleicher Höhe erhalten lassen. Wie beträchtlich die Kursverluste sind, ergibt sich aus einer Aufstellung, die der Herr Vorsitzende zur Berlesung bringt. Es haben die Verluste durch Kursrückgang betragen (wir greifen hier nur die auffälligsten Ziffern heraus) im Jahre 1898: 5368 Mt., 1899: 18 274 Mt., 1900: 5437 Mt., 1902: 4200 Mt., 1903: 1155 Mt., 1907: 17 707 Mt., 1910: 5000 Mt., 1912: 28 050 Mt. Der Kursgewinn betrug 1901: 20 707 Mt., 1908: 8174 Mt. Insgesamt stellt sich der Verlust in den Jahren ab 1898 auf 99 366 Mt., der Gewinn auf 34 167 Mt.

Was man hier anstrebt, ist nach Ansicht des Herrn Vorst. Lohse sehr richtig und nur zu empfehlen.

Der Herr Bürgermeister meint, man müsse sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Stadt der verwendbare Reingewinn aus Sparkassenmitteln durch diese ortsgesetzlichen Bestimmungen in gewissem Sinne geschmälert werde. Eine ähnliche Einrichtung wie die vorgeschlagene habe man schon gehabt in dem Spezial-Reservefonds, aus dem bis jetzt die Kursverluste gedeckt wurden.

Der Nachtrag wird sodann einstimmig genehmigt.

4. Aderweite Mittelverwendung bei der Stadtkasse

(Haushaltplan-Ausgabe-Ansatz 5a). Im Stadthause macht sich das Vorrücken der Hausmannswohnung, der Sparkasse und des Vereinszimmers nötig; die Kosten sind auf 745 Mark veranschlagt und sollen im Haushaltsplan für 1914 vorgesehen werden. Weiter macht sich die Beschaffung eines Germanen-Ofens und eines Waschtisches nötig; ersterer kostet 60, letzterer 20 Mt. Von einem zu ähnlichem Zwecke eingestellten Betrage in Höhe von 470 Mt. sind 100 Mt. unverwendet geblieben, die hierzu benutzt werden sollen. Einstimmig wird die Vorlage angenommen.

5. Bauhoffschuppen.

Wie aus dem durch Herrn Vorst. Lohse aus den Akten erstatteten Sachvortrag zu entnehmen ist, haben die städtischen Kollegien bei Abbruch des Lampertuschachtes beschlossen, einen vor dem Maschinenhaus stehenden Schuppen später als Unterluftraum für Arbeiter auf dem städtischen Bauhof zu verwenden.

Herr Stadtv. Wächter wundert sich, daß der Straßenmeister, der doch nur einige Tage hier tätig war, so schnell gearbeitet habe. Es hätte schließlich statt des Schuppens für 600 Mk. auch ein alter Güterwagen genügt, den man für billigeres Geld haben könne.

Herr Stadtv. Ebersbach, der die vorzeitige Ausführung des beschlossenen Baues als entschuldbar hinstellt, meint, daß für dasselbe Geld schließlich ein größerer Raum und eine bessere Wirkung hätte erzielt werden können.

Der Herr Bürgermeister stellt zunächst fest, daß der Straßenmeister länger als ein paar Tage hier gewesen sei, weiter sei die Wiederaufstellung des abgetragenen Schuppens seitens der Stadtverordneten mitbeschlossen worden. Das Gerüst lag wüst da, es mußte Ordnung geschaffen und gebaut werden. Redner ist zu jener Zeit auf Urlaub gewesen und konnte diese Arbeiten nicht kontrollieren.

Herr Stadtv. Wächter wendet sich gegen eine Bemerkung des Herrn Bürgermeisters, wonach er sich später Bemerkungen bedient habe. Er weist abermals auf die Möglichkeit der Beschaffung eines alten Bahnwagens hin, den man für 200 Mk haben könne, der aber auch transportabel sei.

Bester Ansicht widerspricht Herr Stadtv. Ebersbach, welcher meint, daß man sich doch schon oft genug darüber geärgert habe, wenn der Staat solche Wagen an den Straßen aufstelle. Redner ist der Annahme gewesen, daß das als Provisorium gedachte Schuppengebäude nach der Straße

zu ausgebaut würde und ein schöneres Ansehen erhalte, auch mehr Raum bieten würde.

Nach Herrn Vorst. Lohse's Meinung mußte vor der Bauausführung dem Bauauschuß eine diesbezügliche Vorlage gemacht werden.

Herr Bürgermeister Dr. Paz meint, daß sich die hierfür verantwortlichen Personen durchaus nicht reinwaschen wollten. Man dürfe doch nicht verkennen, daß der erste Schritt in dieser Angelegenheit von den Stadtverordneten vorgezeichnet worden sei, als diese die Aufstellung des Schuppens beschlossen. Nicht der Straßenmeister trage die Hauptschuld an der ganzen Sache, sondern alle Beteiligten hätten etwas übersehen. Der Schuppen sei doch auch gar nicht so schlecht als man ihn hinstelle.

Nachdem Herr Stadtv. Wächter die Sache in die Hände der Stadtverordneten übergeben hat, ist die einstimmige Annahme der Vorlage.

6. Abbruch des Pulverhäuschens auf Barzelle 704.

Im Jahre 1874 oder 1875 ist auf der Halde des zweiten Anna-Schachts ein Pulverhäuschen errichtet worden, das 143 Taler Baukosten verursachte; später ist ein massiver Turm errichtet worden, der aber jetzt für den Abbruch reif ist, da er baufällig und überhaupt nicht mehr zweckmäßig ist.

Nachdem Herr Stadtv. Wächter den Abbruch empfohlen, wird dieser einstimmig gutgeheißen. Damit ist die Tagesordnung der öffentlichen Sitzung erledigt und das Kollegium tritt in die geheime Beratung ein.

Bäckerisches

Hohenstein-Ernstthal, 5. November 1913.

—: Unfre schon des öfteren ausgesprochenen Bitten, die für die nachmittags erscheinende Ausgabe des „Hohenstein-Ernstthaler Tageblattes“ bestimmten Anzeigen uns bis spätestens vormittags 10 Uhr zu stellen, haben leider wenig Erfolg gehabt. Mander Auftraggeber glaubt, gerade bei ihm könnten wir eine Ausnahme machen und auch sein um 11 Uhr oder gar 12 Uhr aufgegebenes Inserat noch mit aufnehmen. Um eine rechtzeitige Herstellung unsrer Blätter zu ermöglichen, sind wir gezwungen, alle nach 10 Uhr eingehenden Anzeigen für die nächste Nummer zurückzustellen. Private wie Behörden bitten wir, dieser Bitte zu entsprechen, damit wir im Hinblick auf die Laufende unsrer Leser, die ihr „Tageblatt“ so zeitig wie möglich lesen möchten, nicht gezwungen sind, jede Rücksichtnahme gegenüber säumigen Inserenten fallen zu lassen.

—: Den Unterhaltungssteil

pflügt, wie dies in allen Kreisen unserer Stadt bekannt ist, das „Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt“ in einer Weise, wie das kein anderes Blatt in unserm Bezirke von sich behaupten kann. Außer in der zweimal wöchentlich erscheinenden, stets freudig begrühten Unterhaltungsbeilage bringen wir im Feuilleton des „Tageblattes“ Romane von ersten Schriftstellern, die stets den ungeteilten Beifall der Leserschaft finden. Abermals haben wir eine Arbeit erworben, die sich ganz besonders vorteilhaft abhebt von der sog. Durchschnittsware, und von der wir sagen können, daß sie infolge ihrer reizvollen Eigenart Veranlassung sein wird, daß die Leser das Erscheinen des „Tageblattes“ kaum erwarten können. „Prinz und der Bolschewiki“ nennt Frau Helene Courty-Mahler, die sich die Gunst unsrer Leser in so außerordentlich reichem Maße durch ihre bisherigen Veröffentlichungen erworben hat, ihr neuestes Werk. Mit dieser Veröffentlichung glauben wir unsern Lesern eine recht angenehme Lektüre zu bieten.

— Schweinefleisch mit Schweinepest wurde nach dem amtlichen Bericht des königlichen Landes-Gesundheitsamtes über den Stand von Viehseuchen am 31. Oktober 1913 im Königreiche Sachsen im Bezirk Glauchau in einem Fall festgestellt, nämlich in Oberrungwitz.

— Im Monat November ist in Sachsen die Jagd auf alle Wildarten mit Ausnahme der Mehlwürmer, Ziemer und Drosseln offen. Die Jagd auf Ziemer beginnt mit dem 16. November. Die Jagd auf Rebhühner endet mit dem 30. November.

— Die Ausfuhr aus dem Chemnitzer Konjunkturbezirk nach den Vereinigten Staaten von Amerika betrug im vergangenen Monat Oktober 3 923 000 Mark gegen 4 535 197 Mark im vorhergehenden Monat September und 3 001 595 Mark im Monat Oktober 1912. Die Ausfuhr von baumwollenen Strümpfen hat wesentlich zugenommen und ist viel stärker als in irgend einem Monat seit April 1913. Sie beträgt jetzt 158 000 Duzend gegen 102 000 Duzend im September und 155 000 Duzend im Oktober 1912. Der Durchschnittspreis per Duzend ist aber niedriger als seit drei Monaten, nämlich 1,40 Dollar (September 1913: 1,67, Oktober 1912: 1,33 Dollar). Augenscheinlich hat das neue amerikanische Tarifgesetz die Befestigung wesentlich belebt. Obgleich weniger stark als in den zwei vorhergehenden Monaten, bleibt die Ausfuhr von baumwollenen Handschuhen immerhin bedeutend. Dem Werte nach steht sie dem Stumpffport noch voran. Sie beträgt 149 000 Duzend gegen 149 000 Duzend im September und 94 000 Duzend im Oktober 1912. Der Durchschnittspreis ist 1,53 Dollar (September 1913: 1,61, Oktober 1912: 1,43 Dollar). Die Ausfuhr von großen Cotton-Wirkmaschinen hat wieder stark zugenommen. Im Laufe des Monats sind 32 Stück exportiert wor-

den. Handschuhmaschinen werden auch viel begehrt, im Monat 9 Stück. Die Ausfuhr von seidenen Fasern hat sich plötzlich auf sehr geringe Quantitäten beschränkt; auch die von Perlenbefäßen usw. ist merklich zurückgegangen. Daselbe gilt auch von wollenen Kleidstoffen. Die Ausfuhr von Perlenstoffen hat sehr stark abgenommen, die von Bandtaschen dagegen in noch stärkerem Maße zugenommen.

— Der Chemnitzer Jahrmarkt hat — sehr zum Schaden der hiesigen Geschäftsleute — eine ganz besondere Anziehungskraft auf die Käufer auch aus unserer Stadt. Einen Maßstab für den „Zug nach Chemnitz“ gibt der amtliche Ausweis über den Fahrkartenverkauf auf den Chemnitzer Bahnhöfen; auf diesen wurden am Sonntag und Montag nicht weniger als 2472 Karten nach Hohenstein-Ernstthal verkauft.

— Leipzig, 4. Nov. Die Straße des 18. Oktober, die große Brachtstraße, die vom Stadtinnern zum Völkerschlachtdenkmal führen soll, wird nun endlich ausgebaut werden. Der Rat teilt hierüber folgendes mit: „Bereits vor Eröffnung der diesjährigen Bauausstellung bestand der Wunsch, die Straße des 18. Oktober vom Bahnhofsplatz bis zur Auslieferung auszubauen, um eine breite und allen Verkehrsansprüchen genügende Zugangsstraße zur Ausstellung zu erhalten. Leider scheiterten seinerzeit die dahingehenden Bemühungen an den Forderungen, die einzelne Grundstücksbesitzer für das zum Straßenbau benötigte Gelände stellten. Die Verhandlungen mit diesen Grundstücksbesitzern sind in diesem Jahre wieder aufgenommen worden und nunmehr so weit gediehen, daß der Ausbau der Straße des 18. Oktober in Aussicht genommen werden kann. Es erscheint ermutigend, den Straßenbau, falls die Witterung es erlaubt, so zu fördern, daß die Straße bei Eröffnung der nächstjährigen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik dem Verkehr übergeben werden kann.“

— Mehlteuer, 4. Nov. Beim Ueberstreiten der Meile wurde der Streckenrevolutionsbeamte Schiller tödlich überfahren. Er war verheiratet und Vater von 4 Kindern.

— Leipzig, 4. November. Ein dreifacher Wohnungsdiebstahl ist dieser Tage hier verübt worden. Während die Wohnungsinhaber der Beobachtung des Familienhauptes beimohnten, drang ein Dieb mit einem Nachschlüssel in die Wohnung ein und stahl eine Menge Schmuckfachen und Bargeld.

Ohne daß ein ungünstiger Einfluß sich geltend machte, konnte Herz- und Nervenleidenden Kaffee Sag, der koffeinfreie Bohnenkaffee, monatlang in starken Aufgüssen verabreicht werden.

Dr. med. v. Volkmann (Deutsche Ärztezeitung 1908, Heft 3.)

Prinzek Colos Bericht.

Roman von H. Courty's-Mahler.

1) (Nachdruck verboten.)

Fürst Egon entließ den Administrator Seltmann mit einem gnädigen Händedruck.

„Ich danke Ihnen, lieber Seltmann. Sie haben mir und meinem Hause einen großen Beweis Ihrer Anhänglichkeit gegeben und mir Ihre Treue bewiesen. Das weiß ich zu schätzen — und an meiner Dankbarkeit soll es seinerzeit nicht fehlen.“

Seltmann verneigte sich tief und verließ das Audienzimmer in dem erhebenden Bewußtsein, für einen Dienst die Anerkennung seines Landesherren zu haben.

Fürst Egon von Schwarzenfels blieb, als er allein war, mitten im Zimmer stehen und sah nachdenklich auf das etwas verblichene Teppichmuster zu seinen Füßen herab.

Dann machte er eine kleine Promenade durch das Zimmer. Endlich blieb er am Fenster stehen. Genau so sinnend wie vorher auf das Teppichmuster, blickte er jetzt auf den Schwarzenfels' Marktplatz hinab.

Da wurde gerade Wochenmarkt abgehalten, denn es war Sonnabend. Unter den Augen ihres Landesherren kauften hier die Schwarzenfels' Hausfrauen und Köchinnen ihren Wochenbedarf ein.

Fürst Egon schaute gewöhnlich sehr ernst drein. Aber heute lag ein froher Glanz auf seinen bahren, aristokratischen Zügen, und um seinen Mund, dessen charakteristische Linien durch keinen Bart verdeckt wurden, spielte sogar zuweilen ein Lächeln.

Nachdem er eine Weile auf das Leben und Treiben da unten geschaut, schritt Serenissimus, sorgsam über sein spärliches graues Haar streichend, nach dem Schreibtisch hinüber und setzte die Zimmerglocke in Bewegung.

Wittmann, der Kammerdiener des Fürsten, trat geräuschlos ein und blieb neben der Tür straß und aufrecht stehen, das unbewegliche glatt-rasierte Gesicht seinem Herrn zugewandt.

„Fast sah Wittmann würdevoller und erhabener über den Rasenrücken herab, als Serenissimus. Lafaien pflegen meist sehr viel Wert auf eine vornehme Miene und Haltung zu legen.“

„Wittmann!“

„Eure Hoheit?“

„Seine Durchlaucht, Prinz Joachim im Vorzimmer?“

„Zu Befehl, Eure Hoheit!“

„Vorlassen!“

Wittmann verschwand mit einer tadellosen Rechtfertigung und ließ Prinz Joachim, den zweiten und jüngsten Sohn des Fürsten, eintreten.

Da war es, als ob es plötzlich heller wurde in dem düsteren Gemach, als ob ein Sonnenstrahl verläurend über die etwas verblichene Pracht der Barockmöbel glitt. Und auch das Gesicht des Fürsten lächelte sich noch mehr. Lächelnd und wohlgefällig betrachtete er die schlankte, kräftige Gestalt des Prinzen, der die Uniform des Leibregimentes seines Vaters trug, dem er als Leutnant angehörte. Vater und Sohn waren einander gar nicht ähnlich. Während der Erbprinz Alexander das verjüngte Ebenbild des Vaters war, glich Prinz Joachim seiner verstorbenen Mutter, einer lebenslustigen Frau, die sich durch eine Erklärung auf dem Ball einen frühen Tod geholt hatte.

Das Gesicht Prinz Joachims zeigte nicht die etwas delatenden und doch dabei aristokratisch feinen Züge des Fürsten. Er hatte ein gutgeschnittenes, gebräuntes Soldatengesicht, mit klugen, guten Augen, die lebensfroh strahlten und oft genug übermütig aufblitzten. Nur der von einem flotten, braunen Lippenbärtchen beschattete Mund verriet im Schnitt einige Ähnlichkeit mit dem des Fürsten. Dieser Mund gab Vater und Sohn ein charakteristisches Gepräge.

„Du hast warten müssen, Joachim“, sagte der Fürst, seinem Sohne lächelnd einen Platz anweisend und sich ihm gegenübersetzend. Seine Augen belamen dabei einen fast zärtlichen Ausdruck. Joachim, der sein Lieblingssohn, vielleicht, weil er seiner Mutter glich, die der Fürst sehr geliebt hatte.

Prinz Joachim lachte und in seinen grauen Augen blitzte der Schalk.

„Die Zeit ist mir nicht lang geworden, Papa. Ich habe am Fenster gestanden und zugehört, wie die mehr oder minder hübschen Schwarzenfels'erinnen ihre Einkäufe auf dem Markte besorgten. Das ist gar nicht uninteressant.“

Serenissimus strich sich über das Kinn. „Du bist ein Lebenskünstler und weißt allem die beste Seite abzugewinnen. Doch — wir haben jetzt Ernsteres zu besprechen.“

Prinz Joachim machte ein komisch betretenes Gesicht.

„Doch! Wird's schlimm, Papa?“

Wieder lächelte der Vater.

„Diesmal gibt es keine Strafpredigt.“

„Gott sei Dank“, seufzte der Prinz erleichtert.

„Nun — ein besonders reines Gewissen scheinst Du wieder einmal nicht zu haben.“

„Lieber Himmel, Papa — mein Gewissen ist meist nach meiner Ansicht so rein wie das eines neugeborenen Kindes. Aber es gibt so wenig Menschen, die meiner Ansicht sind. In der Hofluft gibt es einen Bazillus, der jedem Harnlosigkeit vergiftet und zu einem Verbrechen aufbauscht.“

Fürst Egon hob warnend die Hand.

„Du bist entschieden Demokrat, Joachim — das weiß ich längst. Und mit Vorliebe übst Du Deinen Willen an unseren Hofbeamten.“

„Ich ein Demokrat, Papa? Das weiß ich nicht. Ich bin überzeugt, daß ich hier erliden würde, wenn ich nicht ab und zu mal für einen frischen Luftzug sorgte. Sei nicht böse, Papa, es ist niemals schlimm gemeint. Weißt Du, hier stagniert mir das Leben zu sehr. Draußen in der Welt weht eine frischere, reinere Luft, die einem das Blut kräftiger durch die Adern treibt. Da ist es töstlich, zu leben, wenn man nichts ist als ein lebensfroher, junger Mensch. Wie danke ich's Dir, daß Du mir, trotz pekuniärer Mängel, diese Reise ermöglicht hast. Das war ein Jahr, wert, gelebt zu werden. Und wenn ich noch ein wenig übermütiger und lebensfroher heimgelehrt bin, was schadet es? Gott sei Dank bin ich nicht Erbprinz! Alexander erfüllt in dieser Hinsicht die höchsten Ansprüche. Also schilt mich nicht und sei auch in Zukunft mein gültiger, verständnisvoller und nachsichtiger Vater — auch wenn ich einmal etwas über die Stränge schlage.“

Ein weicher Ausdruck lag in des Fürsten Augen.

„Du bist Deiner Mutter Sohn, Joachim. Ihre Lebensfrische gab meinem Leben leider nur kurze Jahre Sonnenschein und Wärme. Du gleichst ihr so sehr, daß ich in der Erinnerung an sie zuweilen Schwach gegen Dich bin. Ihre Art hat mich gelehrt, die Deine zu verstehen, obwohl sie der meinen fremd ist.“

Prinz Joachim faßte impulsiv des Vaters Hand mit einem Druck.

„Und ich danke es Dir vom Herzensgrunde, daß Du mich Mensch sein läßt — allem Hofbrauch zum Trotz.“

Fürst Egon strich seufzend mit der Hand über seine Stirn.

„Mensch sein! Das ist etwas, was ich mir nicht oft gestatten kann. Aber Dir will ich Dein Menschenrecht so wenig als möglich verkümmern, und ich wünsche nur, daß ich es nie zu tun brauchte. Und doch habe ich gerade heute etwas mit Dir zu besprechen, eine Angelegenheit, die vielleicht einen Zwang für Dich im Gefolge haben könnte.“

„Einen Zwang?“ fragte der Prinz unbehaglich.

Fürst Egon legte seine Hand auf die des Sohnes.

„Es ist nichts Unangenehmes, Joachim, vielmehr das Gegenteil. Aber laß uns zur Sache kommen. Du hast wohl eben den Administrator von Falkenhausen, Seltmann, aus meinem Zimmer treten?“

„Allerdings, Papa. Er erinnerte mich an schöne Zeiten — an meinen besten, treuesten Freund, Georg Falkenhausen. Nun sind schon

drei Jahre vergangen, seit er beim Jagdrennen verunglückte. Ich hätte Seltmann so gerne aufgehoben und mich nach Georgs unglücklichem Vater erkundigt, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich jeden Augenblick zu Dir gerufen werden konnte. Hat er Dir über Graf Falkenhausens Befinden Nachricht gebracht?“

„Ja. Der Armistie geht seiner Auflösung mit immer schnelleren Schritten entgegen. Seit man ihm seinen einzigen Sohn und Erben tot nach Hause brachte, ist er ja nur noch ein Schatten seines einstigen Ichs gewesen. Aber jetzt müssen die Ärzte die schlimmsten Befürchtungen hegen. Und mit dem Armistie stirbt ein altes, herrliches Geschlecht aus. Er ist der letzte Falkenhausen.“

Prinz Joachims Gesicht hatte sich verdüstert.

„So ist es, Papa. Und man kann es ihm nicht verdenken, wenn er nach dem Schicksalsschlage, der ihn getroffen hat, zum Einsiedler wurde. Wie gern hätte ich ihn oft besucht — aber niemand durfte zu ihm.“

„Du am wenigsten, Joachim. Seltmann hat mir gesagt, daß schon Dein Name genigte, einen neuen Verzweiflungsausbruch hervorzurufen, wenn er vor seinen Ohren genannt wurde. Du warst in seiner Erinnerung zu innig mit Georg verknüpft, ich kann ihm das nachfühlen.“

„Gewiß — es hat ihm immer so viel Freude gemacht, daß wir uns so viel waten, Georg und ich — ich kann es verstehen. Das Schlimmste für Graf Falkenhausen ist, daß mit seinem Sohne der letzte Erbe seines Namens und seiner Güter ihm vorausgegangen ist.“

„Es existieren auch keinerlei Verwandten mehr?“

„Nein. Auch von der verstorbenen Gräfin Falkenhausen nicht. Sie war eine geborene Gräfin Deckersloh und eine Waise, als sie Georgs Vater heiratete. Georg hat mir oft im Scherz versichert, daß er völlig orfel-, tanten- und bettellos sei. Nur eine fogenannte „Remnant“ hatte er, eine Jugendfreundin seines Vaters, die an einen Fürsten Wengenstein verheiratet war. Fürst Wengenstein war General, jedoch ohne je des Vermögen. Ich glaube, Graf Falkenhausen hat diese Jugendfreundin geliebt, aber sie war ihm nur freundschaftlich zugelen. Sie wurde Fürst Wengenstein's zweite Frau. Und Graf Falkenhausen hat seiner Gattin keine allzu große Liebe entgegengebracht. Um so zärtlicher hing er an seinem Sohn und Erben. Mit ihm war sein ganzes Dasein vernichtet.“

„Und nun ist dieses Dasein im Begriffe, ganz auszulöschen. Mein Gott — ein fürstlicher Besitz und ein erotnes Vermögen wird herrenlos.“

(Fortsetzung folgt.)

Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt

Amtsblatt.

Er erscheint wöchentlich zweimal.

Druck und Verlag von J. Nahr Nachfolger Dr. Alban Frisch, Hohenstein-Ernstthal.

Das Glück von Delmenhorst

Roman von Marie Walter.

(5. Fortsetzung.)

In momentaner Überraschung blieb er stehen, dann trat er mit einer Verbeugung auf Marga zu. „Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen, Fräulein — Rühling, wenn ich mich nicht irre“, sagte er in einem Ton, der Marga unangenehm berührte. „Mein Name ist Möller; ich habe die Ehre, Wallns Onkel und zugleich Gustavs Erzieher zu sein. Unser gemeinsamer Beruf dürfte uns zweifellos näher bringen, mein Fräulein.“

Marga verneigte sich stumm — sein Wesen mißfiel ihr, ohne daß sie sich erklären konnte, weshalb.

„Sie haben wohl unser Paritätenkabinett besichtigt“, schlug er ein leichtes Gespräch an. „Hat Walln Ihnen auch von dem „Glücksstein“ des Hauses erzählt und Ihnen erklärt, auf welche Weise er verloren ging?“

„Das kann man nicht erklären“, fiel ihm Walln schroff ins Wort. „Niemand weiß, wie es zugegangen ist.“

„Und niemand wird es jemals wissen“, ergänzte Möller spöttisch, „außer wenn das verlorene „Glück“ zurückkehrt, und das werden wir beide, du und ich, wohl nicht erleben.“

„Ich glaube, du hast es getan, Onkel Rudolf!“ stieß Walln mit solcher Heftigkeit hervor, daß Marga sie erschrocken ansah. „Du hast den Stein sicher gestohlen und versteckt, nur um Papa zu ärgern.“ Wieder stiegen dem leicht erregbaren Kinde die Tränen in die Augen. „Du wärest dazu imstande, denn du kümmerst dich wenig darum, was recht ist oder nicht?“

„Walln, so darfst du nicht mit deinem Onkel reden!“ wies Marga die kleine Anklägerin zurecht. „Ich bitte, meinen Bögling zu entschuldigen, Herr Möller.“

Dieser lachte kurz auf, indem er sich zum Gehen wandte, aber der böse Blick, den er aus seinen stechenden Augen auf Walln richtete, zeigte, daß ihre Worte ihn doch getroffen hatten. „Ich mache mir nichts aus der Naivität meiner Nichte, Fräulein Rühling“, sagte er, sich auf der Schwelle nochmals umdrehend, „beneide Sie aber nicht darum, dieselbe ertragen zu müssen.“

So endete der erste Tag, der Marga die Erkenntnis brachte, daß sie keine leichte Aufgabe übernommen hatte, weil ihre kleine Schülerin nicht nur einen eigenartigen Charakter besaß, sondern auch ein Mädchen war, das zwar physisch bereits sehr entwickelt zu sein schien, aber noch den vollen Mutwillen, die Unbesonnenheit und das unlogische Gebaren eines Kindes zeigte. Trotzdem hatte Marga sich bald in ihre neue Pflichten eingelebt, die ihr durch Wallns Folgsamkeit und die rücksichtsvolle Behandlung sowie das unbegrenzte Vertrauen von Seiten Delmenhorsts sehr erleichtert wurden. Auch Gustav schloß sich der Erzieherin seiner Schwester gern an, soweit ihm dies von seinem Onkel gestattet wurde. Möller war der einzige im Hause, mit dem sich Marga nicht befreunden konnte, zeigte er ihr doch offen seine Antipathie, indem er keine Gelegenheit veräumte, sie zu reizen und ihre Worte zu bekritteln. Er hatte augenscheinlich einen schlechten Einfluß auf seinen Neffen, denn Gustav ent schlüpfte zuweilen Auserzungen, aus denen Marga entnehmen konnte, daß der Knabe an

(Nachdruck verboten.)

Orten und mit Personen verkehrte, die sein Vater nicht gebilligt hätte, und daß Möller nicht nur um diesen schädlichen Verkehr wußte, sondern ihn womöglich noch begünstigte.

Dies beunruhigte Marga sehr. Sie hätte dem Freiherrn gern einen Wink gegeben, wagte es aber nicht, zumal das Verhältnis zwischen Delmenhorst und seinem Sohn kein allzu freundliches war. Beide Kinder hegten eine ganz ungewöhnliche Scheu vor ihrem Vater, der ihnen zwar keine Strenge, aber auch kein wärmeres Gefühl zeigte, so daß sie ihn eigentlich mehr fürchteten als liebten.

Während des Winters war der Freiherr oft vom Hause abwesend, und als der Sommer ins Land zog, schickte er Walln mit Marga und deren Tante nach Blankeneße, während er selbst mit Gustav in die Schweiz reiste.

Es war ein schöner Tag im Juli. Marga saß allein auf dem Balkon der Villa, denn Walln hatte sich mit Tante Regina zum Baden an den Strand begeben. Die junge Erzieherin hielt ein Buch in der Hand, aber sie las nicht darin. Ihre Blicke schweiften in die Ferne, weithin über die unendliche Meeresfläche, auf der die Sonnenstrahlen tanzten und leuchteten, daß die bläulich grünen Bogen schimmerten gleich flüssigem Gold. Marga überkam ein seltsames Gefühl, ein Gefühl, wie wir Menschen es empfinden beim Anblick großartiger Natur Schönheit; ein Gefühl der Ehrfurcht, des Staunens vor den Wundern der Schöpfung, aber zugleich auch ein Gefühl unserer eigenen Schwäche, unserer Bedeutungslosigkeit in dem unermeßlichen Raum des Weltalls.

Mitten in dieser Stimmung überraschte sie Delmenhorst. Sie bemerkte ihn erst, als er dicht vor ihr stand und sie freundlich begrüßte.

„Welch schönes Plätzchen, welch herrlicher Blick aufs Meer!“ sagte er bewundernd. „Sind Sie allein zu Hause, Fräulein Rühling? Wo ist Walln?“

„Sie ging mit meiner Tante zum Baden an den Strand“, entgegnete Marga, „wird aber bald zurückkehren.“

Delmenhorst lehnte sich an das Balkongitter.

„Ist Walln folgsam?“ fragte er. „Sind Sie mit ihr zufrieden?“

„Ja, sehr. Sie ist ein liebes, gutherziges Kind“, erwiderte Marga zu ihm aufschauend. Wie stilllich und vornehm er aussah, dachte sie. Sein Gesicht war von der Sonne gebräunt, seine Augen zeigten einen belebten Ausdruck, und wenn er auch keinen Anspruch mehr auf Jugend machen konnte, so doch auf Gesundheit und kraftvolle Männlichkeit. Marga bewunderte ihn mehr als jeden anderen; selbst Paul Santen, dessen Bild nahezu gänzlich in ihr verblaßt war, hatte ihr nicht ein solches Gefühl eingebläht.

„Wie geht es Gustav?“ fragte sie, das entstandene Schweigen unterbrechend.

„Danke, viel besser. Er ist in der Schweizer Luft

recht kräftig geworden, und was das Beste — ich glaube, er hat seine Furcht vor mir verloren.“

„Es ist so töricht von ihm, sich vor Ihnen zu fürchten!“ rief Marga unwillkürlich aus.

Ein befriedigtes Lächeln huschte über Delmenhorsts Züge. „Sie fürchten sich doch wohl nicht, Fräulein Rühling?“ sagte er scherzend, und dann fuhr er in gänzlich verändertem Tone fort: „Gustav gestand mir, Sie hätten sehr eindringlich mit ihm über diesen Punkt gesprochen. Was er sagte, will ich nicht wiederholen, ich ersah aber daraus, daß ich eines Vermittlers zwischen mir und meinen Kindern bedarf. Sie haben keine Mutter, und doch tut ihnen die sanfte Leitung einer Frauenhand so überaus not. Nach reiflicher Überlegung bin ich deshalb heute mit einer besonderen Absicht hierhergekommen. Ich wollte Ihnen eine Frage stellen, Fräulein Rühling, oder besser gesagt — eine Bitte an Sie richten. Würden Sie — er zögerte sekundenlang — „würden Sie eines Tages einwilligen, meine Gattin zu werden?“

Wäre ein Blitzstrahl neben ihr eingeschlagen, Marga hätte nicht betäubter sein können, als sie es nach dieser Frage war. Alles schwamm ihr vor den Augen, und eine dunkle Blutwelle übergoss ihr Gesicht, um gleich darauf einer tiefen Blässe zu weichen.

„Ich sehe, ich habe Sie überrascht“, sagte Delmenhorst in sanftem Tone, „hoffe jedoch, Sie werden meinen Vorschlag in Erwägung ziehen und mir, sobald Sie können, Antwort geben.“

„Es ist so — plötzlich“, stammelte Marga. „Darauf war ich nicht vorbereitet.“

„Ich habe sehr lange darüber nachgedacht“, entgegnete er, seine Hand auf die ihrige legend, und in weichem Tone fügte er hinzu: „Fällt Ihnen die Antwort so schwer, Marga?“

Er nannte sie absichtlich bei ihrem Vornamen, um zu sehen, ob sie ihm zürnen werde, allein sie saß stumm und regungslos vor ihm. „Ich glaube, Sie haben meine Kinder liebgewonnen“, fuhr er fort, nachdem er vergebens auf eine Antwort gewartet hatte. „Sie wissen, wie wenig es mir gelingt, sie zu leiten, zu verstehen. Niemand hat je so großen Einfluß auf Wally ausgeübt wie Sie, und so würden Sie ein Segenswerk vollbringen, wenn Sie Mutterstelle an den Kindern vertreten wollten. Ich stelle Ihnen die Sache von dieser Seite vor, weil ich weiß, daß der Gedanke, anderen Gutes tun zu können, sehr bestimmend auf Sie einwirkt. Ihr Jawort brächte Ihnen aber noch besondere Vorteile, denn Ihre Tante, an der Sie ja so hängen, würde künftighin frei von jeder Sorge in meinem Hause leben, und Sie selbst sollten jede Unannehmlichkeit genießen, welche ich Ihnen in meiner Stellung zu bieten vermag. Als meine Gattin, als Herrin auf Schloß Delmenhorst würden Sie sicher niemals Ursache haben, Ihre Wahl zu bereuen.“

Marga hörte ihm schweigend zu, im stillen nicht recht befriedigt von dem geschäftsmäßig kühlen Tone, in den er verfallen war. Den Kopf halb abwendend, erwiderte sie leise: „All diese Unannehmlichkeiten verlocken mich nicht.“

Delmenhorst stützte; dann schien er nachzudenken. „Ich vergaß“, sagte er nach einer Pause: „Sie sind nicht wie andere Frauen. Um Sie zu gewinnen, müßte man Ihnen, glaube ich, die Verantwortlichkeit und Schwierigkeiten einer Stellung zeigen und Sie dann bitten, die erstere zu übernehmen und die anderen zu überwinden. Wenn ich mich in dieser Annahme nicht geirrt habe, so könnte ich Ihnen für beides reichlich Gelegenheit geben. Ich bin viel beschäftigt und oft vom Hause ferngehalten. Wollen Sie mich in solchen Zeiten vertreten, mir in der Erziehung meiner Kinder helfend zur Seite stehen, meine Gäste unterhalten und bei den Armen mein Almosenpender sein? Würde diese Aufgabe Sie reizen? Würden Sie diesen Pflichtenkreis übernehmen?“ schloß er mit einem halben Lächeln, das sie momentan verletzete; weshalb, wußte sie selbst nicht. Still erwägend, blieb sie ihm abermals die Antwort schuldig.

Er beobachtete sie eine Weile, dann sagte er in hochfahrend kaltem Tone: „Ah, ich dachte nicht daran — vielleicht hat jemand ältere Rechte an Sie. Ist das der Fall? Sind Sie schon gebunden?“

Marga sah ihn groß an, verneinte aber seine Frage. „Und Sie haben auch niemand, den Sie bevorzugen?“ forschte er weiter.

„Nein“, lautete die schlichte Antwort.

„Dann darf ich also hoffen, daß Sie mir Ihr Jawort geben werden?“

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll“, stammelte sie schüchtern. „Halten Sie es wirklich für das Beste? Ich bin so jung und unerfahren, daß ich mich fürchte —“

„Der Einwand ist nicht besonders stichhaltig“, unterbrach er sie mit halbem Lächeln. „Haben Sie kein Vertrauen zu mir?“

„O doch!“ versicherte Marga.

„Und willigen ein, meine Gattin zu werden?“

„Wenn Sie es wünschen“, erwiderte sie einfach, indem sie ihm die Hand reichte.

Es war im Grund eine seltsame Brautwerbung. Als Delmenhorst seine Lippen auf ihre Hand drückte und die Verlobung mit einem Kuß besiegelte, überkam sie plötzlich die Furcht, zu rasch gehandelt, zu unüberlegt den wichtigsten Schritt im Leben des Weibes getan zu haben. Was wußte sie über Egon von Delmenhorst, und wie wäre es möglich gewesen, daß er sie gern hatte? Allerdings, dieser letztere Punkt schien für sie beide nicht vorhanden. Delmenhorst hatte kein Wort von Liebe gesprochen, hatte nicht um ihre Zuneigung, ihr Herz geworben. Sie sollte nur an seiner Seite gewisse Pflichten übernehmen — das war alles; weiter verlangte er nichts.

Daß sie den ihr gebotenen Platz zu seiner Zufriedenheit auszufüllen vermochte, dessen war sie sicher; auch würde sie dann noch in ganz anderer Weise als bisher auf die beiden Kinder, die ihr so sehr ans Herz gewachsen waren, einwirken können. Diese Aufgabe übte einen starken Reiz auf sie aus, doch verhehlte sie sich nicht, daß bei dem eben geschlossenen Verlöbniß die eigentliche Grundlage einer Ehe — die Liebe — fehlte.

Nach dem tragischen Schiffbruch ihrer ersten Herzensneigung war sie im Grunde froh, daß Delmenhorst die Gefühlsseite gänzlich unberührt gelassen hatte. Es war einfach ein ehrlicher, in nüchternster Form gehaltener Vertrag zwischen ihr und einem Manne, der anscheinend jede Liebesregung zu Grabe getragen hatte und nur ihre Hilfe, ihre Unterstützung auf gemeinsamem Lebenswege begehrte.

„Wann können wir Hochzeit halten, Marga?“ Mit dieser Frage schreckte Delmenhorst sie aus ihren Gedanken auf.

„O — noch nicht!“ murmelte sie errötend.

„Ich hoffe aber, daß ich nicht zu lange warten muß, bis ich dich mein eigen nennen darf“, sagte er mit einem Anflug von Zärtlichkeit. Er wollte noch etwas hinzufügen, wurde jedoch durch Wallys Eintreten daran verhindert. Das Mädchen war zwar sehr erstaunt, den Vater so plötzlich in Blankeseje zu sehen, verhielt sich aber wie stets in seiner Gegenwart auffallend still.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Strich durch die Rechnung.

Humoreske von W. M. Lucas.

(Nachdruck verboten.)

Wenn, wie hier und da behauptet wird, zu einer Freundschaft eine gewisse innere und äußerliche Ähnlichkeit notwendig wäre, so würden Fritz Schmidt und Karl Hummelfurr gewiß niemals Freunde geworden sein. Fritz war lebhaft, unternehmend und vornehm, Karl pomadig und schwerfällig. Fritz war leichtsinnig und stets bereit, in freigebigster Weise anderen mit seinem Vorrat an Taschengeld, Reminissen und sonstigen verleihbaren Gegenständen auszuweichen. Karl hielt, was er besaß, schön fest und verhielt sich jedem Bumpveruche gegenüber ungeknüpft wie ein Waffenrock.

Außerlich war der Unterschied noch größer. Fritz hatte in seiner gewohnten Boreiligkeit den Weg zur Obersekunda in ungleich kürzerer Zeit zurückgelegt als der bequeme Karl, der sich immer sagte: „Ich warte ja nicht auf die nächste Klasse — sie wartet auf mich!“ Daher kam es, daß Karl an Alter und Körpergröße alle seine Mitschüler überragte, während Fritz, bei dem das Großwerden noch ein bloßer guter Vorsatz war, nicht nur als

jüngster, sondern zu seinem Leidwesen auch als Kleinster der Klasse fungierte.

Trotzdem waren die beiden ganz gute Freunde. Dies kam erstens daher, daß sie in derselben Pension lebten, wo sie sogar ein Zimmer teilten und daher eine Freundschaft etwas sehr Besuemes, ja fast Selbstverständliches war. Dann aber hatten sie auch einen in so vielen Dingen übereinstimmenden Geschmack — von der bevorzugten Zigarettensorte, die sie sich leisteten, bis zu den Dramen, Pöffen und Spezialitäten, durch welche sie sich ins Theater locken ließen.

Eines Tages sagte Fritz Schmidt kleinlaut zu Karl Hummelsurr: „Du, weißt du, — mein Geld ist alle!“

„Ich habe auch nur noch eine Mark“, brummte der „lange Karl“, wie er unter seinen Kameraden genannt wurde. „Ich habe diesmal nicht gut gewirksam.“

„Und es sind noch vierzehn Tage bis zu den Ferien!“ seufzte Fritz. „Meinst du, daß uns einer von den anderen was pumpen kann?“

„Vierzehn Tage vor den Ferien? — Du hast wohl 'nen Spleen!“

„Ja, aber man kann doch nicht vierzehn Tage lang ohne Geld sein! — Wo jest alle Tage Eisbahn ist mit Militärkonzert und Glühwein!“

„Und all den Tanzstundenmädels!“ seufzte der lange Karl hinzu, der ein entzündliches Herz besaß.

„Und unsere Kneipabende —“

„Ja, die haben eben so viel gefostet von wegen des studentischen Kommentärs.“

„Ja, aber sein ist's doch!“ — Besonders, weil's die Bauer nicht haben wollen, ist's schon geradezu Ehrensache, mitzumachen.“

„Nicht mal Apfelsuchen mit Schlaglahne kann man sich mehr leisten!“ knurrte Karl.

„Und Zigaretten erst gar nicht — Und wenn man die anderen trifft, soll man sich um die Ecke drücken und sich die Bäck halten und schwindeln, man hätte so fürchterliche Zahnschmerzen! — Das sind ja nette Aussichten — du, das geht doch einfach gar nicht!“

„Ja, aber was kann man tun?“

„Von Muttern ist nichts rauszuschlagen —“

„Von meinem Alten schon gar nicht!“

„Mit Aufrichtigkeit und Tugend geht's wenigstens nicht, — aber —“

„Aber was?“

„Weißte, Karl, — 'n bißchen schwindeln ist ja weiter keine Sünde. — Durchs Leben kommt man so wie so nicht da ohne. — Da ist's doch eigentlich gleich, ob man bei dieser Gelegenheit damit anfängt oder später.“

„Tugendhelden sind überhaupt immer unausstehlich“, bestätigte Karl.

„Ich hab's, Karl!“ rief Fritz aus. „Ich schreibe einfach nach Hause, meine Sachen wären kaputt — na, es müssen schon die allernotwendigsten Sachen sein, wenn's bei Muttern versangen soll — sagen wir also die Hosen.“

„Ausgezeichnet, Frischchen!“

„Du kannst es ja ebenso machen.“

„Aee, höre mal, ich könnte da eflig mit reinfallen. Mein blauer Anzug ist ja noch nagelneu! — Und wenn's rauskäme, ginge mir's heillos an den Kragen.“

„Denkst du, mir nicht? Meine Mutter nimmt's mit drei Vätern auf. — Aber frisch gewagt, ist halb gewonnen. — Ich tu's!“

„Ja, ja — du hast ja auch nicht so viele Anzüge wie ich. Tu du's nur, und dann pumpst du mir etwas.“

„Na, wollen sehen, was sich machen läßt!“

Am nächsten Tage erhielt Frau Schmidt zu ihrer wenig freudigen Überraschung einen Brief ihres Fritz, worin dieser ihr die schrecklichsten Dinge vorzog, die mit den unteren Teilen seiner verschriebenen Anzüge geschehen seien, und de- und wehmütig um sofortige Zusendung von 20 Mark flehte, womit er die schleunigst und der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, beim Schneider bestellten Hosen bezahlen und sich so aus einem jammervollen Zustand befreien könne. Frau Schmidt schüttelte zwar den Kopf darüber, daß die guten, festen Tuchhosen ihres Fritz hatten wie Bunder auseinanderfallen können, indessen mußte sie wohl oder übel seinen zwingenden Gründen nachgeben in Anbetracht dessen, daß die Zeit der Sausculotten längst vorüber war. Sie ging also un-

verweilt selbst zur Post und sandte die zwanzig Mark ab. — Fritz war hochbeglückt über den Erfolg seiner List, und der lange Karl war es gleichfalls.

„Famos!“ sagte er, „nun rumpe mir man gleich die Hälfte davon!“

„So, edler Jüngling, meinst du? — Na, ich will kein Stein sein, aber nur unter einer Bedingung“, sagte Fritz, der plötzlich nachdenklich geworden war.

„Die wäre?“

„Daß du mir auf acht Tage deine neuen Buxen mitgibst — denn meine Mutter will doch neue Hosen sehen, und dann zeige ich ihr die.“

„Du, das geht nicht!“

„Ei, geht nicht? Na, dann muß ich eben für das Geld ein Paar kaufen; dann geht's auch nicht, daß ich es mit dir verjubele.“

„Sie sind dir ja viel zu groß!“

„Das ist für dich die beste Garantie, daß ich sie nicht trage.“

„Aber wenn ich sie nun brauche —“

„Die ersten Tage wird's schon gehen. Du sagst, sie wären versehentlich in meinen Koffer gekommen, und ich schicke sie dir ja auch sofort. — Na, willst du oder nicht?“

Karl schwankte. Er sah zum Fenster hinaus. Eben verschwanden ein paar Kameraden in der gegenüberliegenden Konditorei. Der Umstand siegte, und mit schwerem Herzen sagte er: „Na, wenn's absolut nicht anders geht, dann meinestwegen!“

„Nun zeig' auch mal die neuen Hosen, Fritz!“ sprach Frau Schmidt am zweiten Feiertag. „Ich begreife zwar nicht, wie du sie so nötig hattest, denn mir scheinen die zwei andern noch völlig gut zu sein. Es konnte doch höchstens eine Nacht aufgetrennt gewesen sein.“

Karls Blau waren von gutem Stoffe und sanden Frau Schmidts Beifall. Unglücklicherweise aber kam sie auf die Idee, sie durchaus auch an Frizens Beinen bewundern zu wollen, und obgleich Fritz sich wand wie ein Mal, gab es kein Entschlüpfen. Er mußte wohl oder übel in die unendlichen Beinfutterale des langen Karl hineinsteigen.

„Aber Junge!“ rief die staunende Mutter aus, „wie kommst du dir nur so lange Hosen kaufen! Der Schneider und du, ihr müßt ja zwei richtige Esel gewesen sein. — Du kannst sie doch gar nicht tragen. Man möchte dich immer herausziehen, damit du nicht darin ertrinkst!“

„Der Schneider hatte gerade keine andern da, und es mußte so schnell gehen — und sie sind auch jest sehr lang modern“, log Fritz.

„Das muß allerdings eine sehr neue Mode sein, Schleppe an den Hosenbeinen zu tragen!“ bemerkte die Mutter spöttlich.

„Ich dachte auch, weil du ja immer alles für mich auf Zuwachs kaufst“, wendete Fritz kleinlaut ein.

„Na, dann gib dir aber Mühe, hineinzuwachsen, ehe sie kurz und klein sind. — Mein, Fritz — für sehr dumm habe ich dich ja eigentlich schon immer gehalten — aber daß du so dumm wärest, das hätte ich doch nicht geglaubt!“

Niedergeschmettert schlich Fritz hinaus. — Aber sein Leichtsinns half ihm bald über die peinliche Empfindung hinweg, und er war schließlich froh, die Sache überhaupt überstanden zu haben. Er dachte nun überhaupt gar nicht mehr an die fatalen Unausprechlichen, bis plötzlich ein Brief von Karl Hummelsurr eintraf, worin dieser ihre umgehende Zusendung erbat, da er bei einer unvorhergesehenen Familienfeier seinen guten Anzug tragen müsse.

Fritz ging an den Schrank, um sie herauszunehmen, aber sie waren nicht zu finden. Mit ärgerlicher Hast suchte und frante er zwischen seinen Sachen herum, als eben seine Mutter ins Zimmer trat, und zwar mit den vermischten Hosen in der Hand.

Böser Ahnung voll schaute Fritz auf die unschuldig dreinblickenden Blauen. Seine Mutter aber jagte vergnügt: „So, jest werden sie kurz genug sein! — Sieh her, — dies ganze Stück habe ich abgeschnitten!“



Richtige Einteilung der Hausarbeit.

Die richtige Zeit- und Arbeitseinteilung im Haushalt, wieviele Hausfrauen mögen sie in jahrelanger Praxis gelernt haben? Und doch ist ohne sie ein vernunftgemäßes Wirtschaften und Haushalten nicht denkbar. Ohne eine geordnete Arbeitseinteilung muß immer wieder bald das eine, bald das andere Mädchen stehen bleiben und eine Stodung verursachen, die sämtlichen Familienmitgliedern fühlbar wird und auch die arme geplagte Hausfrau nie zur Ruhe kommen läßt. Deshalb müßte sie schon im eigenen Interesse einen festen Arbeitsplan zur Verrichtung der täglich, wie auch der wöchentlich nur einmal vorzunehmenden Hausarbeiten einrichten, der unverbrüchlich eingehalten wird, so daß er zur festen Gewohnheit und seine Übertretung fast zur Unmöglichkeit wird. Es kann natürlich für die einzelnen Haushaltungen kein bestimmtes Schema vorgeschrieben werden. Man kann nur kleine Fingerzeige geben, die jeder Hausfrau zur Richtschnur dienen können. So bestimme sie z. B. den Montag zum gründlichen Klopfen und Bürsten der Garderobe, wobei sofort kleine Schäden ausgebessert werden. Der Dienstag ist zum Waschen der schmutzigen und Stopfen der in der Woche vorher gewaschenen Strümpfe bestimmt, da ein großer Vorrat davon bei der großen Wäsche meist zu sehr aufhält. Der Mittwoch kann zum Wäscheausbessern, der Donnerstag zum Fenster- und Silberputzen usw. bestimmt werden; am Freitag werden Teppiche, Decken und Polstermöbel geklopft und die Küche gründlich gereinigt, während der Nachmittag des letzten Wochentages zum Vorbereiten der Sonntagsgesichte und ähnlicher Arbeiten bestimmt wird, damit der Sonntag zu einem Ruhe- und Feiertag auch für die Hausfrau selber werde.

Haus- und Zimmergarten

Die Mondviole als Zimmerpflanzenschmuck.

Seitdem die sogenannten Markartbuketts außer Mode gekommen sind, verwendet man zum Zimmerschmuck in unserer Zeit entweder grüne Zweige oder trockene Blumenstängel mit Fruchtbüscheln. Zu den anmutigsten in dieser Art gehören die Büschel der Mondviole (*Lunaria biennis*). Sie sehen aus wie kleine, runde, silberfarbene Mönchchen. Sie halten sich in der Wase ohne Wasser jahrelang und sehen sehr schmußig und zierlich aus. Man kann sie sich selbst im Garten ohne Mühe heranziehen und mit ihnen manches willkommene Geschenk machen. Die Mondviole ist eine Schwester der allbekannten Nachviole und sieht in ihrer Gestalt genau wie diese aus. Nur in der Fruchtbildung unterscheiden sich beide voneinander. Im ersten Jahr bildet die Pflanze nur große herzförmige Blätter. Im zweiten Jahr schießt der Blütenstängel auf. An ihm erscheinen in rispenförmiger Anordnung die zahlreichen, violettroten Blüten. Die Pflanze wird wegen ihrer zierlichen Schötchen gezogen, welche nach dem Verblühen zurückbleiben und eine Größe bis zu einem Markstück erreichen. In jedem Schötchen befindet sich eine Scheidewand; auf jeder Seite derselben liegen in zwei Reihen die Samen. Bei Vollreife der letzteren springen die äußeren Decken der Schötchen und die Samen ab, und die innere Scheidewand

bleibt in ihrem Rahmen bestehen. Sie ist jetzt weich und glänzt seidenartig. Bei der Ausfaat der Pflanzen achte man recht auf das Auftreten von Erdflöhen. Sie stellen den jungen Blättchen mit Vorliebe nach. Zu ihrer Vertreibung streut man Holzasche auf und begießt häufig mit einer Brause.

Die Frau im Sprichwort.

„Eine Frau lacht, wenn sie kann, weint aber, sobald sie will.“ Französisch.

„Die Tränen einer Frau sind wertvoll, obwohl sie ihr wenig kosten.“ Spanisch.

„Frage immer deine Frau, tu aber immer, was dir gefällt.“ Arabisch.

„Willst du die Feinheit des Goldes prüfen? ... Benutze dazu eine Säure. Die Kraft eines Ochsen? ... Schlage ihn. Die Natur eines Mannes? ... Laß ihn sprechen. Die Gedanken eines Weibes? ... Dazu gibt's kein Mittel.“ Indisch.

„Die Zunge der Frau ist ein Dolch, an den sie Kost niemals aufkommen läßt. Der Geist der Frau ist aus Quecksilber und ihr Herz aus Wachs.“ Chinesisch.

Am Toiletentisch

Von Wohlgerüchen.

Schon unsere Großväter wußten, daß sie, wenn sie die Bettücher mit Lavendelparfümierten, den Schlaf beförderten, da man der Lavendel nachrühmt, daß sie die Nerven beruhige und den Schlaf herbeiführe. Auch der Jasmin hat gesundheitlichen Wert; die alten Schriftsteller empfahlen ihn, jedoch kann er auch die Nerven ermüden und einen unangenehmen Spannungszustand hervorrufen. Der Tymian ist ein mächtiges Anspannungsmittel, die Zeder und das Rosenholz Beruhigungsmittel; das Kölner Wasser wirkt stärkend. Nach Plinius ernährte sich ein indisches Volk nur mittels der Einatmung von Wohlgerüchen, und Hypokrates, der Vater der Arzteswissenschaft, gebot den Verheerungen der Pest in Ägten erfolgreichen Einhalt durch die Verbrennung aromatischer Pflanzen. Übrigens ward dies in neuerer Zeit auch in italienischen und österreichischen Alpenländern zu Cholerazeiten mit gutem Ergebnis getan, und zwar durch Verbrennung von Wacholderholz und -beeren. „Krankheit ist Gestank“, pflegte ein großer Hygieniker unserer Zeit oft zu sagen. Und deshalb sind die Feinde des Gestankes, die Dinge, die ihn zerstören, auch Bekämpfer der Krankheit selbst. Wenigstens in vielen Fällen. Hier sind die statistischen Angaben lehrhaft, die uns bezeugen, daß in den großen Städten zu Zeiten von Epidemien die Parfümeure diejenigen Leute sind, die am wenigsten Gefahr laufen. Es scheint auch, daß die Wohlgerüche auf den Charakter Einfluß nehmen. So behauptet man, daß die Geranie mutig mache, die Minze Geschicklichkeit bringe. Die Römer der guten Zeit schämten sich, Wohlgerüche anzuwenden, die sie als ein verwerfliches Zeichen von Weichlichkeit ansahen. Vespasian, der einem jungen Manne ein Amt verliehen hatte, nahm diese Ernennung zurück, als derselbe, mit Wohlgerüchen getränkt, seinen Dank abstatte

wollte. „Ich hätte lieber gehabt, du rüchtest nach Knoblauch!“ sagte der Kaiser mit Verachtung. Andere Zeiten, andere Sitten! Jedenfalls soll man sich von allen Übertreibungen fernhalten und den goldenen Mittelweg gehen, der auch in dieser Sache der beste ist.

Hier und dort.

Ein königliches Privattheater.

Als Ludwig XV. älter und launischer wurde, trachtete seine Favoritin, Madame de Pompadour, danach, ihn auf jede mögliche Weise zu amüsieren. Diesen Zweck hoffte sie unter anderm auch durch Errichtung eines kleinen, aber höchst brillanten Privattheaters in einer der Galerien des Versailles Schlosses zu erreichen, welche Erwartung sie in der Tat nicht täuschte. Die Schauspieler und Schauspielerinnen besagter Bühne rekrutierten sich aus den vornehmsten Damen und Herren des Hofes, vor allem aber wirkte Madame de Pompadour selbst mit. Sie übernahm die weiblichen Hauptrollen und entzückte den König einmal so, daß er sie nach der Vorstellung vor dem ganzen Hofe die reizendste Frau Frankreichs nannte. Da die besten Maler ihre Kunst zur Anfertigung der Dekorationen liehen, die Kostüme und Requisiten ihresgleichen an Pracht suchten, so verschlangen diese Schausstellungen enorme Summen. Die Gehälter der königlichen Diener, die Beförderungen der Beamten wurden unregelmäßig oder nach Umständen gar nicht ausbezahlt, für das kleine Theater war aber immer Geld vorhanden. Dieses Treiben erregte endlich allgemeine Erbitterung, so daß der König sich endlich bewogen fand, die Aufführungen einzustellen. Im März 1763 wurde das Theater, nachdem es sieben Jahre bestanden, geschlossen.

Aus dem Tierleben

Zimmervogel in der Sonne.

Manche Vogelfreunde glauben, ihren gesiederten Lieblingen dadurch eine Freude und einen Genuß zu bereiten, daß sie diese in die Sonne stellen. Es ist wohl wahr, daß der Vogel im Freien gerne die Sonne aufsucht; aber er kann dort auch, wenn er will, sich wiederum in den kühlenden Schatten begeben, kann hierhin flattern, um sich zu sonnen, und dorthin, um sich zu baden. All dies ist ihm unmöglich, wenn er stundenlang den brennenden Strahlen ausgesetzt vor dem Fenster steht. Es bedarf dann nur noch eines Luftsuges — und ein Gegenzug entsteht ja bei geöffnetem Fenster leicht —, so ist das Tierchen gelieft. Zimmervögeln mag man wohl recht viel Licht und Luft gönnen, doch stelle man sie nie in die Sonne oder in den Zug, vergesse auch bei großer Hitze nicht, täglich Trink- und Badewasser mehrmals frisch zu reichen.

Der Laubfrosch.

Das drollige Tierchen ist so anspruchslos, daß er selbst in seinem kleinen Käfig jahrelang aushält. Hat er auf dem Boden ein Nasentüch, das immer feucht gehalten wird, eine kleine Leiter und ein übergittertes Dach, so fühlt er sich ganz wohl. Auch an die Nahrung stellt er wenig Ansprüche. Zu seinem Futter wählt man am besten Fliegen und Mehlwürmer. Bei längerer Gefangenschaft lernt er sowohl seinen Pfleger wie auch den Mehlwurmtopf kennen und versteht es auch, wenn man ihm zu Gefallen eine Fliege fängt.